

Radio predigt

Dietrich Wiederkehr

**Unverstellter Glaube –
Dornröschen wird
befreit**

Manuela Liechti-Genge

**«Heute hast du
Heil erfahren»**

Herausgeber:
Katholischer Mediendienst und
Reformierte Medien

R.-katholische Radiopredigt Unverstellter Glaube ... P. Dietrich Wiederkehr Kapuzinerkloster Wesemlin Postfach 6697, 6000 Luzern 6	3
Evangelische Radiopredigt «Heute hast du Heil erfahren» Manuela Liechti-Genge, Theologin Oberdorfstrasse 8, 3053 Münchenbuchsee	8

ISSN 1420-0155

Herausgeber: Katholischer Mediendienst, Bederstrasse 76, 8027 Zürich,
und Reformierte Medien, Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich.
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdruckes, der fotografischen
und audiovisuellen Wiedergabe sowie Übersetzungen bleiben vorbehalten.

Bestellungen und Versand:

Kanisius Verlag, Radiopredigt, Postfach 880, CH-1701 Freiburg,
Telefon: 026 425 87 40, Fax: 026 425 87 43, E-Mail: kanisius.verlag@bluewin.ch.
Erscheint wöchentlich. Einzelpreis sFr. 5.–. Abonnement-Versand monatlich.
Jahresabonnement zirka 90 Predigten in 45 Broschüren, sFr. 52.–;
übrige europäische Länder: € 38.50 bzw. sFr. 56.– (inkl. Porto);
Übersee: € 40.50 bzw. sFr. 59.– (inkl. Porto).

Herstellung: Kanisiusdruckerei AG, CH-1701 Freiburg.

Unverstellter Glaube – Dornröschen wird befreit

Dornröschens Schloss steht überall: nicht nur in der Märchenwelt. Wer hat nicht schon selber den Wunsch gehabt, zu anderen Menschen, zur Natur, zu den starken Leuten in der Politik-Szene einen direkten, nahen und unkomplizierten Zugang und Zugriff zu haben? Aber bald ging und geht es uns da wie Dornröschen: wir kommen aus uns selber, aus unserer Sprach- und Hilflosigkeit nicht heraus, oder, umgekehrt: wir geraten vor den umständlichen Dienstwegen und den verschiedenen Büros so ins Stocken, dass wir – wie die Ritter im Märchen – das Dickicht um Dornröschens Schloss nicht durchdringen. So kann es uns im eigenen Dorf, im städtischen Rathaus, in Verbänden und Organisationen ergehen. Auch mit dem hochtechnisierten Kommunikationssystem, mit E-Mail und Internet wird es für viele, gerade ältere Menschen, erst recht kompliziert. So kommt der Prinz nicht zu Dornröschen hinein, und so gelangt Dornröschen nicht heraus. Sein Schloss steht überall: überall, wo es nicht einfach und spontan, nicht herzlich und unkompliziert zu-und-her gehen kann.

Dornröschens Schloss in der Kirche?

Dornröschens Schloss steht auch in der Kirche, vor allem in unserer katholischen Kirche, in unserem gemeinsamen Glauben und Gottesdienst, und gegenüber den christlichen Kirchen in der Ökumene. Das lebendige Wort Jesu, seine Hände und seine Gaben verfangen sich in kirchlichen Traditionen und hierarchischen Zuständigkeiten. Die schlichten Zeichen des Abendmahls und der Eucharistie, der Gottesdienst und das ganze Gemeindeleben sind reglementiert durch spezielle *Voll-*machten, die ebenso viele *Ohn-*machten erzeugen. Das freie Geben und Empfangen wird behindert durch strenge Zulassungen und noch strengere Ausschlüssungen. Gerade die neueste römische

Instructio über «Gebräuche und Missbräuche in der Eucharistiefeier» nimmt es leichtfertig in Kauf, dass vor lauter Regelungen, Vorbehalten und Ausschlüssen die Verkündigung des Evangeliums ganz zusammenbricht, dass der Tisch des Herrenmahles unerreichbar und gar nicht mehr bereitet wird. So unglaublich wichtig und so prioritär, wörtlich: so vor-rangig und so höher-rangig werden geschichtlich gewachsene, aber darum auch geschichtlich wandelbare Ordnungen festgehalten. Die vielen Laientheologen und Pastoralassistentinnen, die sich für die Dienste der Predigt und der Sakramente genau so ernsthaft und gründlich ausgebildet haben wie die geweihten Priester, ja, die in der Schweiz von den Bischöfen in diese Dienste auch eingewiesen und beauftragt wurden: sie werden jetzt von der mehr zentralen als «welt»kirchlichen Leitung aus diesen Diensten ausgewiesen. Kein Wunder, dass viele Menschen über Kirche und Institution hinweg, an Lehre, Dogma und Sakramenten vorbei, unverstellte Wege suchen, gehen und leben. Aber auch jene, die *noch* in der Kirche bleiben, fragen sich: kann und muss es nicht freiere Wege geben?

Das trans-parente Johannesevangelium

Gleichzeitig und wie als Gegengift zu diesem entmutigenden Eindruck sind mir in letzter Zeit die Worte Jesu im Johannesevangelium neu aufgegangen. Sie werden an den Sonntagen zwischen Ostern und Pfingsten in den Gottesdiensten auch ausführlich vorgelesen. Für diesmal höre ich sie nicht sosehr als grosse Offenbarungsreden, sondern mit ihren einfachen, sprechenden und sich öffnenden Bildern. Wir hören in ihnen zwar auch wichtige christologische Selbstaussagen: «Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.» «Ich bin das Brot des Lebens.» «Ich bin der gute Hirt.» Diese Bilder bleiben jetzt aber nicht auf der Seite Jesu stehen, sondern sie stellen sich auch auf unsere Seite: es sind Bilder zu unsern Gunsten. Uns und den Menschen zugute ist Jesus das Licht im Dunkeln, das Brot für die Hungernden, der Quell für die Dürstenden, der Hirt für die

Suchenden und Zerstreuten, der Weinstock zu unserem Gedeihen. Diese Bilder laden uns ein: als Brot will Jesus von uns gegessen, als lebendiger Quell getrunken und als Weg von uns gegangen werden. Die Worte stehen auch zeitlich im Präsens, sie ziehen schon die Zukunft in die Gegenwart herein: «Wer mein Wort hört, *hat* das ewige Leben.» Diese Unmittelbarkeit galt und gilt also nicht nur für eine vergangene Zeit, als die Jünger und Jüngerinnen von Jesu Mund sein Wort hörten, aus Jesu Hand das Lebensbrot empfangen. Die gleichen Worte sind auch ins Neue Testament, die Glaubensurkunde der jungen Gemeinde, eingegangen und behalten darin ihre Geltung. Mag sein, dass ein *so* gegenwärtiger und *so* unmittelbarer Jesus der sich bildenden und organisierenden Gemeinde nicht ganz geheuer war. Aber umso mehr musste sie, erst recht, die Sendung der Jünger und Jüngerinnen an diesen Ursprung anbinden und zu den Menschen hin offen behalten. Immer wieder hört man den Wunsch und die Erwartung der frühen Gemeinde heraus: diese Nähe, diese Perspektive, wörtlich: diese Durch-sicht und Zugänglichkeit muss bleiben. Glaube soll und darf nicht kompliziert und dogmatisiert werden. Die Gabe des Lebensbrot und die Feier des Brotbrechens darf nicht klerikal monopolisiert werden. Es soll gerade keine institutionelle Dornhecke und kein reglementierendes Gestrüpp dazwischenwachsen und -wuchern: «Ich bin der gute Hirt, ich kenne die meinen und die meinen kennen mich». «Wer dürstet, der komme zu mir und trinke!» Was so am zeitlichen Anfang steht, das soll Ursprung-für-immer bleiben. Ursprung, aus dem der Glaube und das Leben der Gemeinschaft immer neu entspringen.

Schneisen zu Dornröschens Schloss

«Es war einmal ...» – so fängt das Märchen von Dornröschen an. Wehmütig lesen und hören wir heute die so gegenwärtigen und zugänglichen Worte Jesu. Das war einmal?» – so weit darf es nicht kommen! Noch immer lesen wir – im kirchlichen Gottesdienst eine geradezu gefährliche Lektüre – noch immer

hören wir diese Worte, die so viel Unmittelbarkeit mit sich bringen und stiften und dazu befreien. So werden diese Worte noch ganz anders gegenwärtig: sie erhalten eine kritische, wörtlich: richtende, eine *anklagende* und *einklagende* Aktualität. An ihnen muss alles, was in der Kirche an Vermittlung geschieht, sein Mass nehmen. Und bevor diese Vermittler und Amtsträger sich selbstsicher und selbstgerecht als «Diener» bezeichnen, müssen sie sich daran messen und messen lassen: Kann bei so viel kirchlicher Ordnung das Wort und der Ruf Jesu noch hörbar werden? Fühlen sich die Menschen bei so viel Hierarchie und Autorität-von-oben-herab noch bei ihrem Namen gerufen? Bekommen die Menschen noch erreichbaren Zugang zum Mahl, das Jesus ihnen bereiten will, und zu dem sie so ein von Jesus verbürgtes Recht auf Eucharistie haben? Kommt es noch zu dieser Perspektive, diesem Hindurch-sehen, zu dieser Transparenz und zu dieser unmittelbaren Begegnung? Oder werden da die alten Hecken der kirchlichen Ordnung so hochgezogen wie eh und je, ohne die längst fälligen offenen Schneisen und Zugänge? Wenn etwa die Weitergabe der Frohen Botschaft, die Predigt in der Gemeinde, die Spendung des Lebensbrottes nach wie vor, ja noch mehr als zuvor, geknüpft wird an Bedingungen, die mit diesem Auftrag innerlich nichts zu tun haben? an Kriterien, die dafür nicht mehr dienlich und schon gar nicht förderlich sind? Warum etwa sollen theologisch kompetente Frauen das Wort Gottes in der Predigt nicht ebenso ausrichten und auslegen dürfen? Warum sollen verheiratete Männer und Frauen den Tisch der gottesdienstlichen Familie nicht auch bereiten können? Mit guten Gründen setzen sich darum Christen und Pfarreien und Synoden dafür ein, dass diese Hindernisse beseitigt und freie Wege gebahnt werden, also: für mehr Nähe und Unmittelbarkeit.

Der heilige Bruder Klaus von Flüe hat in seiner Brunnenvision – ähnlich der Türhütervision von Franz Kafka – getrauert und geklagt, weil er zwar drinnen im Haus einen grossen Brunnen sprudeln sah und gar singen hörte, aber draussen auf dem Platz sah er die vielen Armen, denen ein Wächter den Zugang

versperrte mit einer Schranke, die er nur gegen hohe Bezahlung öffnen wollte. Um die Gegenwart Jesu in unserer Welt und in unseren Kirchen, um sein befreiendes Wort und um seinen Tisch darf keine Hecke hochgezogen werden. Da darf kein «Gatter» den Weg versperren (Bruder Klaus), sondern da muss der Weg offen bleiben, und befreiend geöffnet werden. Dazu haben die Leitenden in der Kirche die Pflicht, die Freiheit, und vor allem: dazu haben sie nur noch wenig Zeit. Sonst sucht und findet sich der heilige Geist andere öffnende Hände ... Anders als bei Dornröschens Schloss sollte dies nicht erst nach einem noch einmal hundertjährigen Schlaf geschehen, sondern bald, hier und heute, jetzt!

Musik: «Der Herr ist mein getreuer Hirt», Schlusschoral aus der Kantate «Du Hirte Israels, höre!» von J. S. Bach (BWV 104).

«Heute hast du Heil erfahren»

Ich möchte Ihnen eine Geschichte vorlesen. Wer weiss, vielleicht kommt sie Ihnen bekannt vor.

Also:

Jesus kam nach Jericho und zog durch die Stadt.

Dort lebte ein Mann namens Zachäus.

Er war der oberste Zolleinnehmer und war sehr reich.

Er wollte unbedingt sehen, wer dieser Jesus sei.

Aber er war sehr klein, und die Menschenmenge versperrte ihm die Sicht.

So lief er voraus und kletterte auf einen Maulbeerfeigenbaum, um Jesus sehen zu können, wenn er vorbei zog.

Als Jesus an die Stelle kam, schaute er hinauf und redete ihn an: «Zachäus, komm schnell herunter, ich will heute dein Gast sein!»

Zachäus aber antwortete:

«Lass mich in Ruhe!»

Jesus blickte Zachäus an und fragte: «Warum hast du kein Vertrauen?»

Zachäus schwieg.

Jesus ging weiter. Die Menge folgte ihm.

Zachäus blieb alleine zurück.

Dann stieg er vom Baum und weinte.

Niemand sah es.

Von da an forderte Zachäus am Zollposten das Vierfache des bisherigen Betrages und betrog die Leute mehr denn je.

So wurde er der reichste Mann der Stadt

– und der am meisten Gehasste.

Ich nehme an, einige unter Ihnen sind jetzt etwas verwirrt. Vielleicht haben Sie zu Beginn gedacht: «Ja, diese Geschichte kenne

ich!» Sie ist Ihnen möglicherweise altvertraut aus der Sonntagsschule, aus dem Gottesdienst oder aus der eigenen Bibellektüre.

Und dann haben Sie wohl plötzlich Ihren Ohren nicht mehr so recht getraut. Denn auf einmal ist die Geschichte fremd geworden. «Halt nein, so ging das doch nicht», haben Sie vielleicht gedacht und sich womöglich auch geärgert.

Geärgert, vielleicht über mich, die ich es wage, eine Geschichte so zu verändern; geärgert vielleicht aber auch über Zachäus und seine hartnäckige Verschlossenheit.

Es ist ja auch beklemmend zu hören, wie Zachäus hier eine Chance verpasst. Wie er – völlig in sich selbst verkrochen – nicht wahrhaben will, dass da ein wahrhaft Liebender um ihn wirbt. Es ist lähmend, sich seine grimmige Abwehr vor Augen zu halten und mitzuerleben, wie wenig Vertrauen er aufbringt, und wie sehr er sich dem Freundschaftsangebot verschliesst.

Und zu spät erkennt Zachäus, was hätte sein können.

Wir verstehen, dass Zachäus weint. Weint, wenn es niemand sieht. Weint, und gleich darauf seine Tränen einschliesst in eine noch härter gewordene Schale.

Diese Geschichte hat etwas Bedrückendes.

Und es hat seine Richtigkeit, wenn wir uns diese Geschichte nicht einfach so auftischen lassen.

Denn diese Geschichte ist zu wenig schön, um wahr zu sein.

Lassen Sie es mich darum noch einmal versuchen:

Jesus kam nach Jericho und zog durch die Stadt.

Dort lebte ein Mann namens Zachäus.

Er war der oberste Zolleinnehmer und war sehr reich.

Er wollte unbedingt sehen, wer dieser Jesus sei.

Aber er war sehr klein, und die Menschenmenge versperrte ihm die Sicht.

So lief er voraus und kletterte auf einen Maulbeerfeigenbaum, um Jesus sehen zu können, wenn er vorbei zog.

Als Jesus an die Stelle kam, rief Zachäus mit lauter Stimme:

«Meister, hier bin ich!»

Kaum hatte er diese Worte geäußert, erschrak Zachäus.

Was war denn bloss in ihn gefahren ?

Die Leute um ihn her wurden zornig und schrien erbost:

«Sei still, lass Jesus in Ruhe, du elender Betrüger!»

Als Jesus das Geraune der Menge hörte, schaute er sich kurz um.

Er warf einen flüchtigen Blick auf Zachäus,

schüttelte den Kopf und ging weiter.

Die Menge folgte ihm.

Zachäus blieb alleine zurück.

Dann stieg er vom Baum und weinte.

Niemand sah es.

Von da an forderte Zachäus am Zollposten das Vierfache des bisherigen Betrages und betrog die Leute mehr denn je.

So wurde er der reichste Mann der Stadt

– und der am meisten Gehasste.

Vielleicht haben Sie sich bei dieser Geschichte gar noch mehr geärgert als vorher. Möglicherweise haben Sie Anstoss genommen daran, dass Jesus hier auf einmal so hart erscheint. Dass er gezeichnet wird als einer, der sich nicht kümmert um die Not seiner Nächsten.

Dass er auftritt als einer, der gleichgültig an der Sehnsucht der Menschen vorbei zieht und ihre Tränen mit einem verächtlichen Kopfschütteln abtut. Kein Hilferuf dringt an sein Ohr, geschweige denn an sein Herz – eine sehr beklemmende Vorstellung.

Darum: Wenn Sie sich nun auch über diese Geschichte geärgert haben sollten, so haben Sie das mit Recht getan.

Auch diese Geschichte lassen wir uns nicht einfach so auftischen. Denn auch diese Geschichte ist bei weitem nicht schön genug, um wahr zu sein.

Versuchen wir es darum noch ein drittes Mal:

*Jesus kam nach Jericho und zog durch die Stadt.
 Dort lebte ein Mann namens Zachäus.
 Er war der oberste Zolleinnehmer und war sehr reich.
 Er wollte unbedingt sehen, wer dieser Jesus sei.
 Aber er war sehr klein, und die Menschenmenge versperrte ihm
 die Sicht.
 So lief er voraus und kletterte auf einen Maulbeerfeigenbaum,
 um Jesus sehen zu können, wenn er vorbei zog.
 Als Jesus an die Stelle kam, schaute er hinauf und redete ihn an:
 «Zachäus, komm schnell herunter, ich will heute dein Gast
 sein!»
 Zachäus stieg sofort vom Baum herunter
 und nahm Jesus mit grosser Freude bei sich auf.
 Alle waren darüber entrüstet,
 dass Jesus bei einem so schlechten Menschen einkehrte.
 Aber Zachäus wandte sich an den Herrn und sagte zu ihm:
 «Herr, ich verspreche dir, ich werde die Hälfte meines Besitzes
 den Armen geben. Und wenn ich jemanden betrogen habe, will
 ich ihm das Vierfache zurückgeben.»
 Da sagte Jesus zu ihm: «Heute hast du mit deiner ganzen Familie
 Heil erfahren.
 Denn trotz allem bist auch du ein Nachkomme Abrahams.
 Der Menschensohn ist gekommen um die Verlorenen zu suchen
 und zu retten.»*

So und nicht anders steht die Geschichte vom Zöllner Zachäus in der Bibel – im 19. Kapitel des Evangelisten Lukas.

Ich habe mir erlaubt, mit dieser Geschichte zu spielen. Und ich hoffe, Sie nehmen mir dieses Experiment nicht übel. Denn manchmal muss man sich vor Augen halten, wie etwas auch hätte sein können, um das, was ist, besser zu erkennen.

Und ehrlicherweise müssen wir uns eingestehen, dass es solche Geschichten, wie ich sie erzählt habe, ja zuhauf gibt. Geschichten von misslungenen Begegnungen. Geschichten von

abgewürgter Zuneigung und zurückgewiesener Liebe. Geschichten von einsamen Tränen, von Verzweiflung und Hass. Diese Geschichten kennen wir. Sie sind uns manchmal nur allzu vertraut.

Aber die Geschichte Gottes mit den Menschen ist eine andere: *Heute hast du Heil erfahren.*

Zachäus hat gewartet mit einem Funken Hoffnung. Zachäus, der Aussenseiter – vereinsamt durch Schuld. Durch eigene Schuld, wie deutlich wird, aber auch durch die Schuld anderer. Denn niemand ist nur Täter, und niemand ist nur Opfer. Schwarz und Weiss gibt es nicht in der Frage der Schuld – hier gibt es nur Grau – in allen Abstufungen. Und keine harte Schale wird ganz alleine gepanzert.

Zachäus, der Aussenseiter – verkrochen in seinem Panzer – hält Ausschau auf dem Baum. Einen weichen Kern hat er sich bewahrt. Und in diesem Kern sitzt die Seele. Eine Seele voller Sehnsucht. Eine Seele, die wartet. Und sie wartet nicht vergebens. Sie wird wahrgenommen und gerufen. Zachäus verschliesst sich nicht. Dieses Mal nicht. Er hört den Ruf, und er folgt ihm. Er steigt herunter vom Baum und wagt es, der Liebe Gottes zu trauen.

Und das Wunder geschieht:

Von dieser Liebe gerufen, von dieser Liebe berührt und von ihr geformt wird Zachäus zu einem neuen Menschen – und das Alte ist vergangen. So steht diese Geschichte in der Bibel.

Und nur diese Geschichte ist schön genug, um wahr zu sein.

Amen